Originalveröffentlichung in: Archivare des kommunikativen Gedächtnisses. Zum Verhältnis von Medien und Wissenschaft bei der Deutung der Zeitgeschichte, in: Studien und Quellen, Bd. 27, Bern 2001, S. 269-283.

Archivare des kommunikativen Gedächtnisses

Zum Verhältnis von Medien und Wissenschaft bei der Deutung der Zeitgeschichte

von Thomas Maissen

Die Vielzahl «neuer» Medien, veränderte Wahrnehmungsformen dank «Multimedia» und die exponentielle Zunahme von Speichermedien haben in den letzten Jahren das Bewusstsein dafür gestärkt, wie stark das jeweilige Medium die Botschaft prägt: nicht nur in ihrer Form, sondern auch in ihrem Inhalt, der – will er erfolgreich vermittelt werden – auf die Möglichkeiten und Grenzen des Vermittlers, des Mediums Rücksicht zu nehmen hat. Diese neue Sensibilität hat sich in der Geschichtswissenschaft selbst in einer Konjunktur entsprechender Forschungszweige niedergeschlagen: Medien- und Kommunikationsgeschichte, historische Bildkunde, Erforschung von Körper- und Gebärdensprache, von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, Gedächtnis- und Erinnerungskultur, dazu die methodischen Überlegungen der *Oral history*. Im Zeichen der Hinwendung zu umfassenden «Kulturwissenschaften» sind die Medien der (nicht nur historischen) kollektiven und individuellen Selbstdeutung neu problematisiert, ja zum Teil für die Geschichtswissenschaft neu entdeckt worden, so in Aleida Assmanns Aufzählung Schrift, Bild, Körper und Orte.[1]

Wenn in diesem Beitrag von Medien die Rede ist, dann allerdings nicht in diesem umfassenden Sinn, sondern im landläufigen Sprachgebrauch von elektronischen und Print(massen)medien, welche in der modernen Gesellschaft Informationen und Meinungen verbreiten. Damit stellen sie in Demo-

---

[1] Assmann, Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München, 1999, S. 149–339.

kratien eine pluralistische Öffentlichkeit her und tragen zu deren Bestand bei. Massenmedien sind der Ort, wo – zumal bei rein repräsentativen Verfassungen, wo direktdemokratische Elemente fehlen – Meinungsbildung stattfindet, Konsens oder Dissens erzeugt wird, kollektive Identität entsteht und sich wandelt. Insofern die Deutung der Vergangenheit unabdingbar zu solcher Selbstvergewisserung gehört, dürften Massenmedien zusammen mit der Volksschule die wichtigsten Foren sein, in denen Geschichtsbilder als Kernstück des kollektiven Gedächtnisses geformt und diskutiert werden – wichtiger jedenfalls als akademische und populärwissenschaftliche Publikationen.[2] Ohne Medien hätte es keinen «Historikerstreit» gegeben, ja die Bezeichnung ist insofern irreführend, als es nicht einen, sondern viele Historikerstreitigkeiten gibt und diese in aller Regel kaum bemerkt mit hinterhältigen Fussnoten ausgefochten werden. Ein «Historikerstreit» wird daraus jedoch erst, wenn «die» Öffentlichkeit reagiert, also Zeitungen ihre Kolumnen und TV-Moderatoren ihre Diskussionsrunden zur Verfügung stellen, weil sie die Sensibilität ihrer Leserinnen und Hörer wecken oder ansprechen *und* ihr Produkt gewinnträchtig an den Mann bringen wollen, was durch die Eigendynamik, den Fortsetzungscharakter und die Selbstreferenzialität solcher Debatten vergleichsweise gut gewährleistet ist. Die etablierte Historikerzunft hinkt dabei eher hinterher: Entfacht werden diese Streitigkeiten durch Aussenseiter (Nolte, Finkelstein), junge, auf Profilierung bedachte Nachwuchsleute (Goldhagen)[3], fachfremde Intellektuelle (Walser, Muschg, Handke), Divulgatoren (Wehrmachtausstellung) oder institutionalisierte Interessenvertreter (nachrichtenlose Vermögen, Raubgold, Zwangsarbeiter).

Grundsätzlich haben die Medien und diejenigen Wissenschaftler, die sich an solchen Debatten beteiligen, ähnliche Interessen: Der Wissenschaftler verteidigt Standpunkte, die das Interesse des Publikums wecken und auf das Gefäss lenken, in dem er sie geäussert hat; umgekehrt ist es fast nur dank Fernsehauftritten und Zeitungsartikeln möglich, dem universitären Elfenbeinturm zu

[2] So auch Steinbach, Peter, «Zeitgeschichte und Massenmedien aus der Sicht der Geschichtswissenschaft», in Wilke, Jürgen (Hg.), *Massenmedien und Zeitgeschichte (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft)*, Bd. 26, Konstanz, 1999, S. 32–52, hier S. 33 f., 40.

[3] Vgl. dazu Kött, Martin, *Goldhagen in der Qualitätspresse. Eine Debatte über «Kollektivschuld» und «Nationalcharakter» der Deutschen (Journalismus und Geschichte)*, Bd. 3, Konstanz, 1999.

entrinnen und als Historiker einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden. Gemeinhin werden Medien denn auch als Multiplikatoren wissenschaftlicher Resultate (ein)geschätzt, über welche sich neue Erkenntnisse verbreiten oder neue Deutungen durchsetzen. Entsprechend begehrt sind Medienauftritte bei Wissenschaftlern, was oft – nur scheinbar widersprüchlich – kontrastiert mit gleichzeitiger Geringschätzung, die sie den kurzlebigen, oberflächlichen und effekthascherischen Massenmedien entgegenbringen. In dieser Hinsicht hängt der Erfolg ab von ihrer Fähigkeit, sich den medialen Erfordernissen anzupassen, also relativ knappe, aktualitätsbezogene und zumindest für einzelne soziale Gruppen plausible Erklärungen abzugeben. Insofern konditioniert die Art des Mediums offensichtlich die Deutung und Präsentation historischer Erkenntnisse.

I. Formen des kollektiven Gedächtnisses

Im Folgenden steht eine andere Überlegung im Vordergrund, nicht die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnis durch Medien, sondern deren Konkurrenzierung. Die Unterscheidung von individuell erarbeiteter, wissenschaftlicher «histoire» und kollektiver, sozial vermittelter «mémoire» geht auf Maurice Halbwachs zurück[4] und liegt dem Aufsehen erregenden und zu Nachahmung anregenden Dekonstruktivismus zu Grunde, den Pierre Nora von 1984 bis 1992 in den *Lieux de mémoire* konzipiert hat; für ihn stellen die Geschichtsschreibung und das kollektive Gedächtnis «in jeder Hinsicht Gegensätze» dar.[5] Ausgehend von Halbwachs hat Jan Assmann die Unterscheidung weiter differenziert und das kollektive Gedächtnis in das kommunikative Gedächtnis und das kulturelle Gedächtnis aufgeteilt.[6] Letzterem gilt

[4] Halbwachs, Maurice, *La mémoire collective*, hg. von Gérard Namer und Marie Jaisson, *(Bibliothèque de L'évolution de l'Humanité*, Bd. 28), Paris, 1997, v. a. S. 130–142; ursprünglich postum Paris, 1950.

[5] Nora, Pierre, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin, 1990, S. 12. Diese methodischen Überlegungen stammen aus Ders. (Hg.), *Les lieux de mémoire*, Bände I–III, Paris, 1984–1992.

[6] Auch zum Folgenden Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (Beck'sche Reihe*, Bd. 1307), München, 1999, S. 29–86, auf S. 56 die tabellarische Konfrontation. Ders., «Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität», in Ders.; Hölscher, Tonio (Hg.), *Kultur und Gedächtnis (stw* Bd. 724), S. 9–19.

sein eigentliches Interesse, nämlich der Frage, welchen «konnektiven» Beitrag die systematisch strukturierte und tradierte, gegenwartsrelevante und sinnstiftende Erinnerung von Vergangenheit bei der Ausbildung politischer und kultureller Identitäten leistet. Dieses kulturelle Gedächtnis baut auf Artefakten auf, die sehr weit zurückliegen können, auf «objektivierter Kultur» wie Bildern und Riten, Tempeln und Ruinen, realen und imaginären Orten, kanonisierten und fachkundig ausgelegten Texten.

Das kommunikative Gedächtnis als informelle «Alltagsform» des kollektiven Gedächtnisses unterscheidet sich vom kulturellen Gedächtnis vor allem in Hinsicht auf den Zeithorizont, damit aber auch auf die Form der Vergegenwärtigung. Die oben summarisch aufgelisteten Bezugspunkte des kulturellen Gedächtnisses liegen fern vom Alltag, dieser Bruch zur Gegenwart und zur eigenen Erfahrungswelt ist bewusst. Das kommunikative Gedächtnis entsteht dagegen durch – symbolischen, mündlichen wie schriftlichen – Austausch mit Zeitzeugen und hat damit für Assmann einen Zeithorizont von rund 80 Jahren, maximal von einem Jahrhundert, nämlich ungefähr die Dimension von drei bis vier Generationen. In Alltagssituationen erinnert wird also höchstens, was die Urgrosseltern selbst oder die Grosseltern noch über ihre Eltern erzählt haben; was nicht bedeutet, dass das kommunikative Gedächtnis ausschliesslich auf oraler Überlieferung aufbaut oder in direkter genealogischer Linie erworben wird. Es ist gleichsam das geistige Erbe der ältesten Mitglieder einer Gesellschaft und Gemeinschaft, solange diese im Stande sind, ihre Erlebnisse in irgendeiner Form noch direkt zu vermitteln. Was zeitlich weiter entfernt liegt als diese rund 80 Jahre, erwerben wir dagegen als Wissen in der Schule, durch Lektüre, in Institutionen wie etwa der Kirche, über die Medien – es ist entweder wissenschaftliche «histoire» oder (häufiger) «kulturelles Gedächtnis».

Diesen beiden eignet, dass sie grundsätzlich recht stabil und kaum kontrovers sind, sondern für die Gemeinschaft als etabliert, als «wahr» gelten. Eine irrelevante Ausnahme von dieser Regel sind Wissenschaftler, da sie ihre Daseinsberechtigung nicht zuletzt daraus ziehen, dass sie gelahrt über des Kaisers Bart zu streiten verstehen. Das kulturelle Gedächtnis ebenso wie die zünftige Historiografie zu weiter zurückliegenden Epochen können ausserdem im Gefolge radikaler Umbrüche als kontrovers erscheinen, ja sie können bis zu einem gewissen Grad diese sogar vorbereiten. Die Königsgräber in Saint-Denis werden nach 1789 ebenso zu einem Faktor, der sich nicht länger in eine neue politische Identität einfügen lässt, wie nach 1989 die bisherigen

Schulbücher oder die Akademie der Wissenschaften in der DDR. Einige wenige «wissenschaftliche» Fragen können auch ohne solche Umbrüche wiederholt zu Diskussionen Anlass geben, die nicht auf Fachkreise beschränkt bleiben – etwa die Historizität Wilhelm Tells. Es sind aber gleichwohl nicht Themen, die kontinuierlich neu erwogen, und auch nicht Antworten, die ständig austariert werden müssen. Das Spannungsverhältnis zwischen «histoire» und kulturellem Gedächtnis ist nicht inexistent, aber gesellschaftlich in der Regel kaum relevant. Anders stehen sich «histoire» und kommunikatives Gedächtnis gegenüber, nämlich grundsätzlich konfliktuell und mit je eigener Legitimation. Das kommunikative Gedächtnis beruft sich auf die Autopsie (in einem weiten Sinn): Man ist selbst dabei gewesen, als etwas geschah, oder man hat von jemandem gehört oder gelesen, der dabei war. Erinnerung, eigene wie vermittelte, erhebt in diesen Situationen einen Authentizitätsanspruch, der sich mit Wissenschaft messen kann, ja ihr überlegen ist, da direkte Erfahrung indirektem Wissenserwerb vorzuziehen sei.

II. Deutungsmonopol der Schweizer Zeitzeugen

In der Schweiz ist in den letzten Jahren schmerzhaft bewusst geworden, wie weit sich kollektives (kommunikatives) Gedächtnis und historische Wissenschaft in den Nachkriegsjahrzehnten auseinander bewegt haben.[7] Dafür gibt es verschiedene Gründe.[8] Die Schweizer Politik während des Kriegs war in ihrem Hauptanliegen unbestreitbar erfolgreich: Die Unabhängigkeit wurde gewahrt, das Land vom Krieg verschont. Es gab im Vergleich mit dem übri-

---

[7] Dazu Tanner, Jakob, «Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs», *traverse*, 1999, Nr. 1, S. 16–37. Ders., «Die Ereignisse marschieren schnell. Die Schweiz im Sommer 1940», in Suter, Andreas; Hettling, Manfred (Hg.) *Struktur und Ereignis (Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 19), Göttingen, 2001, S. 257–282, hier S. 258 f.

[8] Vgl. dazu Maissen, Thomas, «Die Schweiz und die nationalsozialistische Hinterlassenschaft: Anlass, Phasen und Analyse einer neu entflammten Debatte», in Angst, Kenneth (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Darstellungen*, Zürich, 1997, S. 119–142. Ders., «Weltkrieg und nationales Gedächtnis in Deutschland, Frankreich und der Schweiz», *Zeitschrift für Kultur, Politik, Kirche. Reformatio*, 1998, Nr. 5, S. 261–267. Ders., «Die Schweizer Weltkriegsdebatte: Ein erster Rückblick», *Europäische Rundschau*, 2000, Nr. 2, S. 63–72.

gen Europa nur wenig Bedarf nach Selbstreinigung und Abrechnung, vor allem aber blieb das schon in den Jahrzehnten vor 1939 aufgebaute nationale Geschichtsbild intakt und bildete um den Kern der bewaffneten Neutralität weiterhin die unbestrittene Basis eidgenössischer Politik. Kontinuität herrschte auch bei den Funktionseliten, ja die erfolgreich gelebte Solidarität der Kriegsjahre trug dazu bei, ein ausgesprochen stabiles Regierungssystem zu etablieren, das nicht nur in der alle grossen Volksparteien integrierenden Regierungsformel zauberhaft wirkte. Die Erfahrungen und Deutungen dieser und der nachwachsenden Eliten konnten insofern fast Allgemeingültigkeit beanspruchen, als sie sich in wesentlichen Bereichen kaum von denen der meisten anderen Bürgerinnen und Bürger unterschieden: Bedrohung und Entbehrung, Sammlung und Bewährung. Unter diesen Voraussetzungen blieb die Zeitgeschichte das Reservat der Dabeigewesenen, und dies galt auch für die zünftige Historiografie mit der Galionsfigur Edgar Bonjour. Es tut seinen Leistungen keinen Abbruch, wenn man festhält, dass erst um 1970 Dissertationen von Nachgeborenen zu den Kriegsjahren einsetzten und es – zumindest in der Deutschschweiz – erst nach 1989 möglich wurde, dass solche Forschungen mit einem Lehrstuhl belohnt wurden. Die lange Zeit rigide Arkanisierung der Dokumente im Schweizerischen Bundesarchiv[9] trug das Ihre dazu bei, dass die Erinnerungen der Zeitgenossen und – als einzige frei zugängliche Quelle – die Berichterstattung der Zeitungen das absolute Primat bei der Deutung der Kriegsjahre beanspruchen konnten.[10] Den – vorerst vereinzelten – abweichenden Interpretationen, die ab 1968 zu verzeichnen waren, begegnete man mit helvetischer Unduldsamkeit und dies um so eher, als sie lange Zeit als «unwissenschaftlich» abqualifiziert werden konnten: Sie stammten von nachgeborenen, meistens politisch links stehenden Journalisten, Schriftstellern oder Filmemachern.

Das Monopol der Zeitzeugen auf «ihre» Geschichte erodierte in den 1980er-Jahren, als sich die letzten von ihnen aus dem Berufsleben zurückzuziehen begannen. Ein Blick in den Bundesrat illustriert dies: Zwischen 1982 und

[9] Dazu Zala, Sacha, «Gebändigte Geschichte. Amtliche Geschichte und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität, 1945–1961», *Dossier*, Nr. 7, Bern, Schweizerisches Bundesarchiv, 1998. Ders., *Geschichte unter der Schere politischer Zensur. Amtliche Aktensammlungen im internationalen Vergleich*, München, 2001.

[10] Entsprechend häufig sind in der unmittelbaren Nachkriegszeit und um 1970, unter den ersten Dissertationen zur Kriegszeit, Arbeiten über die Presseberichterstattung und -zensur.

1984 traten fünf Bundesräte zurück, die noch Aktivdienst geleistet hatten (Honegger, Hürlimann, Chevallaz, Ritschard, Friedrich); 1986/87 folgten die zwischen 1924 und 1927 geborenen Furgler, Egli, Schlumpf und Aubert, so dass nur noch ein einziger vor 1930 geborener Landesvater den Umbruch von 1989 erlebte: Otto Stich. Er war umgeben von einem rund zehn Jahre jüngeren Kollegium, das die Kriegsjahre als Kinder und nicht als junge Männer erlebt hatte. Wenn die für die politische Wahrnehmung prägende Zeit im Leben in das Alter von etwa 10–30 Jahren fällt[11], bedeutet dies, dass im Bundesrat nach 1987 erstmals die Weltkriegserinnerung weitgehend fehlte. Das fiel zusammen mit einer «Torschlusspanik» der Zeitzeugen, die nun ihrerseits – in der Öffentlichkeit zusehends weniger präsent – ihre Deutungsmacht schwinden sahen, was durch die als Respektbezeugung intendierte, aber im Umfeld der Armeeabschaffungsinitiative verpuffte «Diamant»-Übung von 1989 noch offensichtlicher wurde.

Eine ähnliche «Torschlusspanik» erfasste zugleich die anderen, die ausländischen Zeitzeugen, und namentlich die jüdischen Überlebenden des Holocaust, die – mit den Worten Victor Klemperers – «Zeugnis ablegen» wollten, solange sie konnten.[12] Eine der Realpolitik überdrüssige, durch das glimpfliche Ende des Kalten Kriegs idealistische und durch den Zerfall der Sowjetunion und Jugoslawiens für das Genozid neu sensibilisierte Generation hatte nun die Wahl zu treffen zwischen in mancher Hinsicht konträren Erinnerungen, den tendenziell selbstzufriedenen der Schweizer und den traumatischen der Opfer. Die kommunikativen Gedächtnisse zweier Gemeinschaften, die sich unter dem Deckel des Kalten Kriegs kaum berührt hatten, stiessen ab 1995 aufeinander, wobei sich das schweizerische als weniger resistent, da international kaum vermittelbar erwies. Dazu trug entscheidend bei, dass sowohl die wissenschaftliche «histoire» in verschiedener Hinsicht das schweizerische kommunikative Gedächtnis desavouierte (wenn auch keineswegs so krass, wie manche Kritiker glaubten) als auch die Erinnerung an den Holocaust in Israel, in den USA und zusehends in Europa bereits im Sinn des kulturellen Gedächtnisses institutionalisiert ist.[13] Um eine populäre

[11] Vgl. dazu Ehmig, Simone Christine, «Prägende Jahre im Leben von Journalisten verschiedener Generationen», in Wilke, J. (Anm. 2), S. 688–702, v. a. Schaubild 3, auf S. 695.

[12] Diesen Gedanken formuliert auch Assmann, J. (Anm. 6), S. 11, 50 f.

[13] Das aktuelle Interesse einerseits für die Gedenkkultur und andererseits für den Holocaust potenzieren sich und entsprechend zahlreich sind die Publikationen zum Thema. Vorläufig

darwinistisch-ökonomistische Metaphorik aufzugreifen: Das während knapp fünf Jahrzehnten protektionistisch und kartellartig geschützte helvetische Geschichtsbild unterlag in dem Moment, da es sich auf dem Weltmarkt gegen internationale Konkurrenten hätte behaupten müssen, die – etwa in den israelisch-arabischen Kriegen – schon ganz andere Bewährungsproben hinter sich hatten.

Das Schlachtfeld der öffentlichen Meinung, auf dem das helvetische Geschichtsbild nicht sehr glorreich unterging, waren die internationalen Medien, welche die Schweizer Vergangenheit – von einigen Stereotypen abgesehen – früher kaum thematisiert hatten und sich auch nach 1995 selten durch profunde Kenntnisse auszeichneten. Wie die internationale, zusehends politisierte und justizialisierte Auseinandersetzung um die helvetische Kriegspolitik mit einer Binnendiskussion zum selben Thema einherging, boten sich auch die schweizerischen Medien an als Forum für intensiv geführte Debatten, die unser Selbstbild wohl entscheidend veränderten, allerdings für den äusseren und von aussen diktierten Gang der Entwicklungen weitgehend bedeutungslos waren. Es handelte sich, um in der gewählten Metaphorik zu verbleiben, um späte Versuche, durch Strukturbereinigung und Abwurf argumentatorischen Ballasts wieder festen Boden unter den Füssen und Handlungsfähigkeit auf dem internationalen Parkett zu erlangen. Dieser Prozess war innenpolitisch ebenso schwer zu vermitteln wie eine massive Reduktion von Arbeitsplätzen; die Rolle des externen Beraters und Sündenbocks übernahm dabei die zünftige Wissenschaft, die vom Bundesrat eingesetzte Unabhängige Expertenkommission: Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) – gleichsam ein McKinsey des kollektiven Gedächtnisses.

III. Das Selbstverständnis der Geschichtswissenschaftler

Ebenso wie ein Unternehmensberater seine Hände in Unschuld waschen wird, wenn eine Firma seine Analyse der Arbeitsabläufe als Entscheidungsgrundlage benutzt, um diese zu rationalisieren, also Personal zu entlassen, ebenso treten die Mitglieder der UEK mit dem Selbstverständnis auf, sie

grundlegend für den «Kanonisierungsprozess» in den USA ist die Analyse von Peter Novick, *Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord*, Stuttgart/München, 2001.

würden hehre, zweckfreie und Sinnlose Wissenschaft betreiben; was damit geschehe, sobald die Studien dereinst auftragsgemäss beim Bundesrat abgegeben sind, sei nicht ihre Sache. Letztlich naiv ist diese Vorstellung, Historikerinnen und Historiker mit einem vergleichbaren Deputat könnten sich den sinn- und legitimationsstiftenden Seiten der Historiografie durch Fachterminologie und den Verzicht auf die «grosse Erzählung» verweigern.[14] Solches reflektiertes, theoriegeleitetes und segmentiertes wissenschaftliches Expertentum wirkt durchaus integrativ, allerdings nicht mehr im «volkspädagogischen» Hinblick auf die Nation, sondern auf Teilgruppen – und integrativ nicht nur für die Anhänger der UEK und einer «kritischen», dekonstruktivistischen Wissenschaft, die an nationalen «Mythen» rütteln soll, sondern – in der Ablehnung – ebenso für die senkrechten Patrioten, die solche netzbeschmutzende Wühlerei verabscheuen. Die (nicht nur schweizerische) Expertenkultur ist insofern wohl weniger als Verwissenschaftlichung (im Sinn von Theoretisierung und Objektivierung) der Historiografie zu verstehen[15], sondern als berufsständische Anpassung an eine stark diversifizierte Umwelt, in der die grossen sinnstiftenden Einheiten und namentlich die als «Erfindung» entlarvte Nation durch die Bezugnahme auf kleine, «warme» Inseln der Nähe und Geborgenheit abgelöst werden. Diese Inseln, von der Anti-AKW-Bewegung bis zur «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (AUNS), verfügen alle über ihre Experten, von der Biologin bis zum Statistiker, welche die Orientierung der Gruppe sowohl mitbestimmen als auch legitimieren; dazu gehören die Historikerinnen und Historiker, die ausserdem – wie einst die Vertreter der guten alten Nationalgeschichte in der Staatenwelt – in der ihnen gleichermassen vertrauten Fachsprache eine (durchaus konfliktreiche) Kommunikationslinie zwischen den verschiedenen Inseln ermöglichen. Die (Zeit-)Geschichtsschreibung bleibt bei allen, zum Teil massiven Qualitätsunterschieden zwischen ihren Exponenten selbstverständlich standortgebunden, vermag sich nicht an den eigenen Haaren aus ihrem Sumpf zu ziehen, selbst wenn dieser nicht länger national ist.

Gleichwohl unterwirft der moderne Wissenschaftsdiskurs die «histoire» ganz anderen Argumentationszwängen und -regeln als die halbwachssche

[14] Zu diesem Phänomen Imhof, Kurt, «Historiographie im Gedenkjahr. Eine Expertenkultur am Werk», in Tanner, Albert (Hg.), *Geschichte(n) für die Zukunft? Vom Umgang mit Geschichte(n) im Jubiläumsjahr 1998*, *Itinera*, Nr. 23, Basel, 1999, S. 63–65.

[15] So Imhof, K. (Anm. 14).

«mémoire collective» in ihren beiden assmannschen Formen kommunikatives und kulturelles Gedächtnis. Aus dem stärker ausgebauten Potenzial der Überlieferungskritik leitet die zünftige Zeithistorie denn auch ihren Anspruch auf höhere Deutungsmacht ab als die sozial bedingte Erinnerung, die sich ihrerseits gerade auf die Authentizität der Überlieferung beruft. «Unsere theoriegeleitete, vergleichende Interpretation zahlreicher Quellen hat ergeben» ist insofern der Kampfruf der «histoire», während die «mémoire» verzweifelt ihre Standarte hoch hält, auf der geschrieben steht: «Wir waren dabei, und wer nicht dabei gewesen ist, weiss nicht, wovon er spricht.» Im Standesethos, den Historiker beider Geschlechter eingeimpft erhalten, wird man sich zur ersten Aussage bekennen und für die Geschichtsdeutungen der Zunft eine höhere Relevanz beanspruchen als für die Erinnerungen der Zeitzeugen, ja Letztere darauf reduzieren, dass sie eine mögliche, wenn auch unzuverlässige Quelle für Erstere darstellt. Jenseits einer solchen Hierarchisierung ist es jedoch offensichtlich, dass «histoire» und «mémoire» für die Zeitgeschichte zwei konkurrierende Deutungsinstanzen sind und die Erinnerung den Primat beanspruchen kann, ja die meisten Menschen mit ihr allein, ohne wissenschaftliche Deutung der (jüngeren) Vergangenheit, in der Regel gut auskommen, solange nicht Brüche in der individuellen oder kollektiven Biografie es erfordern, dass die professionellen Vergangenheitsdeuter herangezogen werden müssen. Einen solchen Bruch bildete der Zweite Weltkrieg in fast allen Ländern, weshalb dort die kommunikative Erinnerung der Kriegsjahre nie ein Deutungsmonopol erlangte, ja ihre Unzulänglichkeit in der Form gemeinsamen Beschweigens bewies. Nicht so in der Schweiz: Der Aktivdienst und die gemeinsam, ohne grundsätzliche Infragestellung überstandenen Entbehrungen verbanden diejenigen Generationen, die von den 1930er- bis in die 1980er-Jahre das Sagen hatten, in einem Geist stolzer, patriotischer Zusammengehörigkeit, die regelmässig kommuniziert, oft auch zelebriert wurde.

IV. Die Prägung der Medien

Eine Hauptstätte dieser Kommunikation waren in diesem konkreten Fall und sind ganz allgemein die Massenmedien. Sie sind die Archivare des kommunikativen Gedächtnisses, und dies nicht nur in dem Sinn, dass sie es vermitteln und bewahren, sondern indem sie es selbst produzieren. Die Erinnerung der Zeitzeugen ist der Grundstoff der Medien, und sie bringen diese in

fruchtbare Konkurrenz zueinander – mit vielen Mitteln, wie Kommentierung, Streitgespräche oder Leserbriefe. Nur so kann sich ein Sinn- und Identität stiftendes kommunikatives Gedächtnis auf der übergreifenden Ebene eines Volkes etablieren, auf der sich die Individuen nicht persönlich kennen. Schon ihr Schwergewicht auf der Aktualität prädestiniert die Medien für diese Rolle: Sie vermitteln diese punktuell, ereignisverhaftet, mit einem Schwergewicht auf der Politik, versuchen aber gleichzeitig schon, mit einem ersten Kommentar Zusammenhänge herzustellen, Linien in die dumpfe Folge von Fakten zu bringen, sie zu «historisieren», indem Kausalitäten, Parallelen und Brüche vorgeführt werden. Dies alles muss jedoch stets so rasch geschehen, wie es das Wesen der schnelllebigen Massenmedien verlangt, in der Regel im Laufe eines Tages. Keine Redaktorin, kein Fernsehkommentator wird beim Urteilen auf die Zeitgeschichtsschreibung zurückgreifen, sondern vielmehr die eigene Erinnerung mobilisieren und allenfalls einmal ein Datum im *Ploetz* nachschlagen. Was jemanden zusammen mit seiner ganzen Generation im Alter von 20 Jahren geprägt hat, bleibt dabei stets präsent und Richtlinie späteren Urteilens. Diejenigen – nicht nur – Schweizer Journalisten, die um 1920 geboren wurden, trugen während ihres Berufslebens die Erinnerung an «München» mit sich herum, an die Kapitulation der Westmächte vor Hitler, und nährten daraus ihr Urteil über die kommunistische Weltrevolution und die Notwendigkeit, ihr keinen Fussbreit nachzugeben. Mutatis mutandis dürfte der deutsche Überfall von 1941 ältere Einkreisungsängste bei sowjetischen Medienleuten tief verankert und in Wechselwirkung die Gesellschaft und die Politiker ähnlich stark beeinflusst haben wie «München» den Westen. Insofern ist es kein Zufall (aber auch keine hinreichende Erklärung), dass der Kalte Krieg in dem Moment zu Ende ging, als die letzten Generationen aus dem Berufsleben ausschieden, die sehr bewusst wahrgenommen hatten, wie Hitler den Zweiten Weltkrieg entfesselte, und diese Wahrnehmung auf den Feind im Kalten Krieg übertrugen. Mit Jahrgang 1931 inkarnierte Gorbatschow das neue Denken, dessen Erfahrungshintergrund nicht mehr von den Traumata des Kriegsausbruchs bestimmt war.

Auch abgesehen von solchen frühen Erfahrungen – die insgesamt nachhaltiger wirken als spätere – bezieht sich die Berichterstattung in den Medien immer wieder auf Fixpunkte in der Biografie ihrer Repräsentanten, Zeiten der – persönlichen – Entscheidung und Meinungsbildung: Vietnam, die 68er-Bewegung, die Nachrüstungsdebatte, 1989. Die Erinnerung an solche und ähnliche, auch innenpolitische Phasen oder Ereignisse lenkt explizit oder implizit immer wieder die Kommentierung und verfestigt sich allmählich,

durch die Wiederholung, durch Korrekturen – und durch ausbleibende (oder zurückgewiesene) Korrekturen. Besonders galt dies für die eidgenössische Wahrnehmung des Zweiten Weltkriegs, die reduktionistisch war wie in allen anderen Ländern auch, aber zu diesen die entscheidende Differenz aufwies, dass sie positiv – als bestandene Bewährungsprobe – besetzt war.[16] Dass die Medien lange Zeit – und in der Mehrheit trotz frühen Querschlägern wie Niklaus Meienberg jedenfalls länger als die akademische Wissenschaft – die Kriegserfahrung der «Aktivdienstgeneration» weiter vermittelten, lag nicht nur daran, dass ihre langjährigen Exponenten diese Erfahrungen selbst teilten, sondern dass Zeitungen, Zeitschriften, Radio und Fernsehen naturgemäss Quellen und Präsentationsformen favorisieren, die das kommunikative Gedächtnis hervorbringen und bestätigen. Der Gang in wissenschaftliche Bibliotheken oder gar in Archive erübrigt sich angesichts des medieneigenen Archivs oder der persönlichen Dossiers und Dokumentationen, die reproduziert werden; inländische Informationen und Informationsträger haben Vorrang vor ausländischen, nicht zuletzt, weil der Kontakt mit ihnen sich eher ergibt; abweichende Deutungen und Deuter werden präsentiert, um Schlagzeilen zu kreieren, für den «seriösen» Kommentar indes zieht man Fachleute herbei, die der eigenen (Partei-)Linie nahe stehen; die Form des Interviews gerade von «Zeitzeugen» hat Vorrang vor der Auswertung – schwer zugänglicher – schriftlicher Quellen, ganz besonders im Radio, aber auch in den anderen Medien, da eine konkret greifbare, abgebildete Person die Botschaft viel anschaulicher vermittelt als der Bezug auf einzelne oder gar serielle Dokumente; so werden neuere wissenschaftliche Einsichten, wo sie präsentiert werden, oft personalisiert und durch ihren «Erfinder» erläutert, nicht aber in einem gleichsam anonymen, sachbezogenen Beitrag; Schriftlichkeit, die Hauptquelle der «histoire», wird auf *das* entscheidende Schlüsseldokument, den *einen* sensationellen, alles enthüllenden Text reduziert und entsprechend diskreditiert: Nicht der aufwändige Vergleich mit anderen

[16] Für die Geneses des Schweizer Geschichtsbildes ausser meinen in Anm. 8 erwähnten Beiträgen die Synthese des NFP 42: Kunz, Matthias; Morandi, Pietro, *Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. Zur Resonanz und Dynamik eines Geschichtsbildes anhand einer Analyse politischer Leitmedien zwischen 1970 und 1996*, Bern, 2000. Einige Aspekte auch in Dies., «Vergangene Zukunft. Das schweizerische Geschichtsbild als aussenpolitische Last», *Neue Zürcher Zeitung*, 24. Juni 2000, S. 98. Ausserdem für die ersten Nachkriegsjahre Kunz, Matthias, «Aufbruch und Sonderfall-Rhetorik. Die Schweiz im Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegszeit in der Wahrnehmung der Parteipresse, 1943–1950», *Dossier*, Nr. 8, Bern, Schweizerisches Bundesarchiv, 1998.

Schriftstücken, sondern die Urteilskraft der erfahrenen Journalistin entscheiden letztlich über dessen Relevanz.

Für die (Zeit-)Geschichtsschreibung bedeutet dies, die unterschiedlichen Entstehungsformen von «histoire» und kommunikativer «mémoire collective» zu reflektieren, sich selbst gleichzeitig als Mitspieler bei beiden zu begreifen – und nicht als abgehobene Hüterin wissenschaftlicher Wahrheit. Als Archive des kommunikativen Gedächtnisses sind die Medien Quellen der Historiografie, die sich für Geschichtsbilder interessiert; sie stehen aber in derselben Eigenschaft in einer fruchtbaren Konkurrenz mit der akademischen Forschung, da sie dieses Archiv nicht nur konservieren, sondern auch kontinuierlich konstruieren. Redaktionsstuben sind Medium und zugleich selbstbewusste Brutstätte, bevölkert von Leuten mit einer oft soliden historischen Grundausbildung, gesundem Menschenverstand sowie einem Sensorium für die Defizite einer Geschichtswissenschaft, die eine Auflagenhöhe von 1000 Exemplaren schon als grossen Erfolg ansieht und sich mit einer solchen Resonanz auch gerne zufrieden gibt. Da hilft dann die – von der Sache her begründete – Warnung wenig, die Medien würden die Fachleute entmündigen, wie dies für die Goldhagen-Debatte konstatiert worden ist.[17] Unangebracht ist solche berufsständische Larmoyanz, die sich über das «Reduktionssystem Journalismus» (Jürgen Wilke) mit seinen relativ simplen Identifikationsmöglichkeiten beklagt[18], als ob wir nicht alle auf diese Komplexitätsreduktionen angewiesen wären, um uns in Themen zurechtzufinden, die uns angehen, die wir indessen nicht als Fachleute durchschauen. Ebenso unangebracht ist akademische Befriedigung, wenn das kommunikative Gedächtnis, wie in der Schweiz, teilweise in die Irre geht, weil es nicht auf die Wissenschaft hören wollte. «Histoire» und kommunizierte «mémoire collective» als Verarbeitungsformen der Zeitgeschichte, Wissenschaft und Medien als deren diskursreglementierende Foren stehen in einem konfliktträchtigen Verhältnis, sind jedoch nur dann – im zitierten Sinn Pierre Noras – in jeder Hinsicht gegensätzlich, wenn man in einem positivistischen Verständnis der Wissenschaft zubilligt, sie sei weder standortgebunden noch sozial bedingt. Vermutlich realitätsnäher ist die Sichtweise, dass sich verschiedene Orien-

[17] Birn, Ruth Bettina; Riess, Volker, «Das Goldhagen-Phänomen oder: fünfzig Jahre danach», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1998, Nr. 49, S. 80–95, hier S. 81.

[18] Wilke, Jürgen, «Massenmedien und Zeitgeschichte aus der Sicht der Publizistikwissenschaft», in Ders. (Anm. 2), S. 19–31, hier 26.

tierungssysteme, wie dies Wissenschaft und Medien sind, mit denselben Gegenständen oder Themen beschäftigen und unvermeidlich in Konkurrenzkämpfe über die Deutungshoheit geraten. Wer obsiegt, entscheidet sich von Mal zu Mal und ständig neu; aber nur, wenn sich die gelehrte «histoire» in die Niederungen dieser Kämpfe herablässt, obwohl ihr distinguierter, sicheren Stand gewährender Mantel aus Fussnoten dabei ein paar Spritzer abbekommen kann.

Résumé

Dans la lignée de chercheurs tels que Halbwachs et Nora, la distinction est faite entre «histoire scientifique» et «mémoire collective» véhiculée par la société. Jan Assmann a été plus loin encore et a scindé la «mémoire collective» en «mémoire culturelle» et «mémoire communicative». Cet article part du principe que l'écriture scientifique de l'histoire contemporaine et la mémoire communicative se trouvent dans un rapport de tension inévitable également empreint de l'opposition des générations, un fait devenu particulièrement clair dans la discussion relative aux années de guerre de la Suisse. Les conditions d'apparition différentes de ces interprétations du passé peuvent être fécondes si l'historiographie entre de manière créative dans ce conflit de compétences. Elle doit se confronter notamment avec les médias qui peuvent être considérés comme l'archive de la mémoire communicative, non seulement parce qu'ils documentent les représentations collectives pour la recherche future mais aussi parce que, par nature, ils contribuent à leur formation. Dans leur cadence rapide de travail, les journalistes font bien davantage appel au souvenir que les scientifiques lorsqu'ils cherchent à apporter un commentaire ordonné et sensé dans le flux des événements. D'autres éléments contribuent encore à la dominance de la mémoire communicative et des «témoignages contemporains» dans les médias: la personnalisation des déclarations et notamment la forme de présentation «interview», le recours à la documentation personnelle et aux informateurs géographiquement et politiquement proches ainsi que la revalorisation de l'image et de la parole par rapport au simple texte, réduit pour sa part au «document clé» à présenter.

Compendio

In base a ricercatori come Halbwachs e Nora si differenzia tra «storia scientifica» e «memoria collettiva» trasmessa socialmente. Jan Assmann ha ulteriormente differenziato quest'ultima in «memoria culturale» e «memoria comunicativa». Secondo l'autore di questo contributo la scrittura scientifica della storia contemporanea e la memoria comunicativa, anche a causa di un contrasto generazionale, si trovano inevitabilmente in tensione tra loro, come è apparso con grande evidenza nel corso della discussione sulla Svizzera durante gli anni di guerra. Le differenti condizioni all'origine di queste interpretazioni del passato possono essere feconde, se la storiografia accetta la lotta concorrenziale in senso creativo. In particolare, essa deve confrontarsi con i mass media, che possono essere intesi come archivio della memoria comunicativa. E questo non solo in quanto documentano le rappresentazioni storiche collettive per la ricerca futura, ma anche perché per loro natura contribuiscono in modo determinante alla loro formazione. Nel rapido lavoro quotidiano dei giornalisti, il ricordo interviene in modo molto più profondo che nei ricercatori, quando i commenti tentano di dare un senso al flusso degli avvenimenti. Al predominio della memoria collettiva e delle «testimonianze dei contemporanei» nei mass media contribuiscono inoltre: la personalizzazione delle asserzioni e in particolare la forma di presentazione chiamata «intervista», il ricorso a documentazioni personali e a informatori vicini geograficamente e politicamente ed inoltre la rivalutazione dell'immagine e del discorso a scapito del testo puro e semplice, ridotto a «documento chiave» da esibire.